

Die Liebesprobe.

Historische Skizze zum Kleist-Gedenktage  
von Bruno Winkler.

Die Diener gossen Champagner ein. Graf v. Quol-  
Schauenstein, der österreichische Gesandte am sächsischen Hof,  
nahm das Glas und hob es gegen seine Tischnachbarin. „Ihr  
Wohl, meine Gnädigste!“  
„Frau v. Daza nippte nur. „Wir sollten ihn leben lassen!“  
„Ihr Gatte, Landrat v. Daza-Roditz, beugte sich vor.  
„Darf ich den Spruch ausbringen, Graf?“  
„Aber bitte!“  
„Derr v. Daza erhob sich, klopfte ans Glas.  
„Eine Rede!“ flüchelte der Maler Hartmann seinem  
Kunigenossen Gerhard v. Kugelgen zu.  
„Ist!“ Graf Blüthum legte den Finger an den Mund.  
„Der Verfasser des „Amphitruon“, der Dichter des „Zer-  
brochenen Kruges“, der Schöpfer der „Penthesilea“, unter  
lieber Kleist, der uns Leute wieder unvergessliche Stunden  
geschenkt hat, er lebe hoch...!“  
„Wästerlingen! Hochrufe! Geschwitz trober Stimmen.  
Die Klammern der Kerzen flackerten.  
„Ist! Tante Minna?“ Die liebliche Julie Runge griff  
unter den Tisch.  
Frau Minna rührte nicht.  
Da glitt das junge Mädchen vom Stuhl, huschte hinter den  
Stuhl des Befehlerten und drückte ihm einen Vorberkrans  
aufs Haupt.  
Kleist sah blutüberossen. „Was tun Sie, Julie?“  
Ihre Wäde angingen ineinander.  
„Sie tut recht, Derr v. Kleist.“ Kächelnd trant Appella-  
tionsgerichtsrat Körner seiner schönen Pflanztochter zu.  
Kleists Jugendfreund, der Major und Kammerherr  
v. Mühlte, legte die Hand auf den Arm des neben ihm Sitzen-  
den.  
„Nein bist du glücklich!“  
„Acht! Es erfüllt sich mir alles.“ —  
Trunken vor Selbsteit irrt Kleist an diesem Abend durch  
Dreißens wühlige Straßen. In seiner Brust hämmerte es:  
„Sich!“ Worum er ein Jahrzehnt gerungen, es war ihm ge-  
worden: Anerkennung, Erlösa, Ruhm! Und zu alledem blühte  
eine neue Liebe in seinem Herzen.  
„Julie!“ Kleist sprach den Namen der heimlich Geliebten  
laut vor sich hin. Der Himmel hatte ihm dieses holde Mädchen  
gesandt. Noch hatten sie sich nicht erklärt; aber ihre Herzen  
— das fühlte er — waren eins. Morgen würde er mit ihr  
reden, sich durchs Wort beschäftigen lassen, was ihm ihre Augen  
lächelnd verraten hatten, und dann — dann würde er es halten,  
das Glück. Diesmal würde er es halten! Seine Gedanken  
flatterten über sein Vergangenes, Wilhelmine v. Jenae! Ach,  
es war seine Schuld gewesen, daß die Frau sich von ihm ge-  
wandt hatte. Jetzt ist er klar! Landmann hatte er werden  
wollen, Bauer in einem entlegenen Winkel der Schweiz. Da  
hatte sie ihm freilich nicht folgen können.  
Er hand vor seinem Quartier in der Pirnaischen Vor-  
stadt. Keine Kiege er die Treppen hinauf, die Wirtin nicht zu  
wecken. Der Mond warf sein helles Licht in die bewaldete  
Stube. Es könnte sein eine Bauernstube sein, dachte Kleist.  
Er lächelte. Wohl ihm, daß er nicht Landmann geworden  
war! Wer weiß, ob er dann die frohen Ereignisse dieses  
Tages erlebt hätte; die Aufführung des „Zerbrochenen  
Kreuzes“ auf dem Hochaltartheater des Hofes in Potsdam, das ihm  
zu Ehren veranstaltete Festmahl und am Morgen die ver-  
schonungsvolle Ehre mit Mühlte, Pfeil, Hartmann und dem  
Beliebten Adam Müller, in der die Herausgabe einer Zeit-  
schrift mit dem stolzen Namen „Phöbus“ beschlossen  
worden war.

Er erschauerte sich und leute sich nieder. Seine Gedanken  
aber kamen noch nicht so bald zur Ruhe. Sie tanzten um  
Julie, spielten mit der Zukunft und alteten zurück in die Ver-  
gangenheit. Wenn doch Ulrike, seine liebe Schwester, heute  
bei ihm gewesen wäre! Sie würde ihn nun nicht mehr tadeln,  
daß er zweimal den Dienst seines Königs verlassen hatte.  
Jetzt würde sie einsehen, daß er ebensowenig zum Beamten  
wie zum Soldaten geschaffen war.  
Gefallen aus seinen Werken traten ihm vor die Augen.  
Eine aber überstrahlte alle anderen an Glanz: die der Ama-  
nentönigin Penthesilea, deren Schatten er der Sage ent-  
ziffen hatte. Schon suchte die Flamme seines immer lobern-  
den Geistes um eine neue Erscheinung, die eines Mädchens,  
eines reiselenden, minniglichen Geschöpfes, das die Jüge der  
leuchtenden Julie Runge trug. Märchenhafte Bilder schauend,  
schlummerte er ein.  
Am nächsten Morgen war er, kaum erwacht, in großen  
Sagen die Handlung eines neuen Theaterstücks aufs Papier.  
Tann eilte er zu Körners. Der sechszehnjährige Theodor  
stufte ihm. „Willkommen, Derr v. Kleist! Die Eltern sind  
nicht daheim. Aber wenn Sie Tante Dora oder Julie  
sprechen wollen...?“  
„Wern!“ Kleist plauderte eine Weile mit dem feurigen  
Jüngling. Dann ging er in den der Erde ausgelegenen  
Garten, wo er ein helles Kleid hatte leuchten sehen.  
Sie lehnte an der Mauer und schaute auf den Strom.

„Julie!“  
Aufstrebend fuhr sie herum, die Hand auf der Brust,  
Feuer auf den Wangen. Etumm stand sie da. Aber ihre  
Augen sprachen: „Geliebter!“  
In süßer Erregung nahm Kleist sie bei der Hand und  
führte sie zur Bank in der Laube.  
Jetzt aber brach das Dunkel, Rätselhaft seiner Natur auf  
einmal wieder in ihm auf und vernichtete die zarte Blüte des  
Glücks, kaum daß sie sich entfaltet hatte.  
Selbstvergessen ruhte das Mädchen in seinem Arm. Da  
kam ein seltsamer, fremder Ton in Kleists Liebesgespräch.  
Er beschwor die Geliebte, ihren Herzensbund vor jedermann  
zu geheim zu halten und auch dem Vormund nichts davon zu  
sagen; er bat sie, und seine Bitte klang wie ein Gebot, ihm  
ohne Wissen der Pflegeeltern zu schreiben.  
„Das kann ich nicht, Heinrich.“  
„Dann lebst du mich nicht. Ich werde in drei Tagen  
wiederkommen.“ Er verabschiedete sich und verließ gesenkten  
Kopfes den Garten.

Noch dreimal wiederholte er sein Verlangen: nach drei  
Tagen, nach drei Wochen, nach drei Monaten. Julie erfüllte  
es ihm nicht.  
Da erfolgte die Liebe in seinem Herzen.  
Erlösa sie wirklich? War sie so schwach gewesen? Oder  
hatte sein Dämon sie nur in eine andere Bahn gelenkt?  
Sie lebt noch heute: in einer der lieblichsten Mädchen-  
statten der Weltliteratur, im „Räuschen von Dellbronn“,  
fluren der Weistatt, in diesen Monaten schuf und in dessen  
Erscheinung er sein Ideal von der Liebe und Treue des  
Weibes verkörperte.

Reijanga.

Erzählung aus der Südbe von Arthur van Dam.  
Nauru ist ein winziges Südbe-Inselchen, das zur  
Marshallgruppe gehört und dicht unter dem Äquator liegt.  
Die Einwohner der Insel sind Mikronesier — ihre Ur-  
väter sind in ihren Kanus durch Stürme von dem im Umkreis  
liegenden Gilbert-, Ellice- und Marshallinseln abgetrieben  
worden und haben in Nauru eine neue Heimat gefunden. Sie  
hatten den weißen Korallenstrand betreten, der sich wie ein  
Band um die grüne Insel zieht, und hatten im schattigen

Unterholz ihre Hütten gebaut. Die Eingeborenen leben hier  
wie im Paradies: Kokosnuss, Brotfrucht, Melonen, Bananen,  
Ananas spenden ihnen das Land, und die Fische des Meeres  
gebühren ihnen. Nahrungsvorgen kennen sie nicht.

Der kleine Schoner „Triton“ war Nauru angelangt. Wir  
holten Kopra — sonnengetrocknete, in Stücke geschnittene  
Kokosnuss — laden und den auf Nauru ansässigen Händler  
Tom Brigles, einen gemüthlichen alten Schotten, mit Handels-  
artikeln, Proviant, und „Trinkbarem“ versehen. Tom war  
an Bord gekommen, hatte seine Einkäufe besorgt und hatte  
mich dabei eingeladen, an Land zu schlafen. Ich folgte gern  
seiner Einladung, zumal ich am nächsten Morgen auf seiner  
Station die gesammelte Kopra wiegen und an Bord schaffen  
lassen wollte.

Wir aßen auf der Veranda seines hausfälligen, windhiesigen  
Dolchhäuschens, legten uns dann bequem in unsere Liege-  
stühle und ließen uns das importierte deutsche Bier schmecken.  
Tom, der sehr bald zur Feier dieser Gelegenheit auf stärkere  
Sachen überging, sprach flehlig einer Flasche Cognac zu, er-  
zählte seine derben Geschichten, die alle noch aus der Zeit  
stammten, als er noch „unter Menschen“ lebte, und fluchte und  
wetterte über die Eingeborenen, die schlechte Zeit, die Re-  
gelung, die Frauen, ein Programm, das sich mit  
kleinen Variationen in den Erzählungen aller Händler der  
Südbe wiederholt. Ich hörte kaum zu, rauchte meine Zigarre  
und träumte in die wundervolle Tropennacht hinein. Als  
Tom auf seinem Stuhl eingeschlafen war, froh ich in meine  
Hängematte und schielte den Schlaf der Sorgenlos.

Als mich bei Sonnenaufgang das Konzert der Nachtigallen  
weckte, hielt ich Ausschau nach dem „Triton“. Das  
Schiff war verschwunden. Ich weckte Tom. Wir nahmen ein  
Fernrohr und eilten an den Strand. Da sahen wir weit im  
Osten, ein kleiner Punkt, die Mastspitze des Seglers. Es hatte  
sich über Nacht ein starker Westwind erhoben, gegen den das  
Schiff nicht aufkreuzen konnte. Einen Hafen besitzt Nauru  
nicht, das Schiff hatte auf offener See liegen müssen und  
konnte nicht vor Anker gehen. Nach einer halben Stunde  
war der „Triton“ völlig verschwunden.

Tom kannte die Wetterverhältnisse und meinte fast-  
bitig, daß der Westwind wochenlang anhalten würde, und daß  
ich mich auf einen längeren Aufenthalt auf der Insel ein-  
richten sollte. Er war froh, daß er jemanden hatte, der seine  
Einsamkeit teilen würde, und ich persönlich hatte nichts an  
meinen unfreiwilligen Ferien auszusetzen. Genügend zu  
essen und zu trinken hatten wir. Warum sollte ich nicht  
mit Vertrauen und Ruhe der Zukunft entgegengehen?  
Jetzt blieb es ein Heim gründen. Eine in Toms Nähe  
gelegene, mit einem Palmblättdach gedeckte Hütte wurde  
gründlich gesäubert und mit Matten ausgelegt. Dann bauten  
wir aus alten Brettern eine Veranda nach der See hin, auf  
der ein Tisch, zwei Stühle und ein Liegestuhl Platz fanden.  
Dauergas und Proviant lieferte Toms Laden, und die vor-  
handenen Trinkvorräte wurden brüderlich geteilt.

Zum Koch und Diener avancierte ein älterer Nauru-  
mann, der mehrere Jahre als Matrose auf Segelschiffen ge-  
fahren war und einige Broden Englisch sprach. Er hatte einen  
langen Vollbart und ein salzenreiches, groteskhaftes Gesicht.  
Ich taufte ihn Rubezahl. Seine Kochkunst beschränkte sich auf  
eine — allerdings vorzügliche Hühnersuppe und auf schmalz-  
gebackene Kuchen. Des Morgens kam stets Milch auf den  
Tisch, der die Nacht zuvor auf dem Meere gesammelt wurde:  
Bananen, Melonen, Ananas bildeten das Dessert.

Ich ging auf Entdeckungszügen und durchstreifte die  
Insel. Ich verfolgte den Pfad, der sich durch die Stämme  
schlanter Palmen windet. Das sonnenbestrahlte Meer wirt  
feinere Glanz in den Schatten des Waldes hinein. Seine  
Brandung donnert gegen das Korallenriff, es wirft die ge-  
schellen Wellen über den Strand. Die Luft flimmert und  
zittert, sie trägt den heißen Probem des Meeres und empfängt  
den süßen Duft der Blumen, den herben Atem der Farren.

Ich hatte mich im Innern der Insel am Rande des  
kleinen Sees niedergelassen und genoss den Frieden dieses  
entzückenden Bildes, als ich plötzlich einen Menschen im  
Wasser entdeckte, der in langen, regelmäßigen Stößen auf  
das Ufer zuschwamm. Ein Mädchen war es, das veranlaßt  
zu mir herüberblickte. Ich ging der Stelle zu, wo sie in  
Land kommen mußte. Sie verdoppelte inzwischen ihre An-  
strengungen und glitt wie ein Fisch durch das Wasser. Ehe  
ich noch einige Schritte getan hatte, war sie am Ufer, griff  
nach ihrem Kava-Kava, dem Palmblättderscher, und liel auf  
das Dickicht zu, wo sie spurlos verschwand.

Das Mädchen kam mir nicht aus dem Sinn, ich mußte  
immersort an sie denken, ich glaubte, niemals ein so reiselendes  
Wesen gesehen zu haben. Tom belächelte meine begeisterten  
Beschreibungen, die jedoch der Wirklichkeit entsprechen mußten,  
denn er wußte sofort, um wen es sich handelte.

„Seine Badepuppe heißt Reijanga“, sagte er, „sie ist die  
Tochter des Häuptlings Neroba, der im Nachbardorf wohnt.“  
— „Möchtest du sie heiraten?“ fragte er dann ganz gekniffen-  
mäßig.

„Wieso, heiraten? Ich kann sie doch nicht heiraten und  
sie mit nach Europa nehmen!“  
„Rein“, antwortete er, „das ist dir gar nicht erlaubt.  
Aber du kannst sie heiraten — so, nach Sitte der Eingeborenen.  
Es wird dich etwas kosten, und du mußt für sie sorgen, solange  
du hier bleibst. Und sie wird für dich arbeiten und deine  
Wäsche waschen.“

Am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg zu  
dem Nachbardorf. Neroba war von unserem bevorstehenden  
Besuch durch Rubezahl in Kenntnis gesetzt worden und mußte  
gleichzeitig auch schon, um was es sich handelte. Wir fanden  
ihn vor seiner Hütte auf einer großen Matte sitzend in Gesell-  
schaft von fünf Naurugreifen. Als Zeichen seiner Würde hatte  
er ein Unterhemd an und ein paar weiße Tennisschuhe an den  
nackten Füßen.

Nachdem er uns freundlich grinsend die Hand geschüttelt  
hatte, bedachte er mich mit ein paar englischen Broden, die  
ich aber nicht verstand, jedoch mit „Yes! Yes!“ beantwortete,  
worauf der Alte stolz und befriedigt Tom mit einem Schwall  
von Nauruwörtern überschüttete. Die Diskussion wurde sehr  
erregt. Ich merkte, es ging um die Geschenke.

Der alte Fuchs nimmt uns hoch“, sagte Tom grimmig.  
Schließlich schüttelten wir uns wiederum freundschaftlich die  
Hände, und wir verließen sodann meine zukünftige Ver-  
wandtschaft.

Rubezahl und noch ein zweiter Kanaker wurden mit Reis,  
Schiffszwieback, Tabak und sechs Flaschen Bier beladen und zu  
Neroba geschickt, doch erst, nachdem ich seufzend weitere sechs  
Flaschen Bier gespendet hatte, ging der Heiratskontrakt in  
Ordnung.

Es war gegen Abend. Tom und ich saßen auf der Veranda  
meiner „Villa“. Wir hatten gerade die obligate Hühnersuppe  
verpfeift und knabberten am Schmalzgebackenen, als eine  
größere Anzahl blumengeschmückter junger Mädchen und  
Burschen erschien, die große Mengen Früchte und in Blätter  
gehüllter gebadener Fische auf dem Platz vor der Hütte nieder-  
legten.

„Neroba sendet Begengeschenke, das Heiratsgut“, bemerkte  
Tom. Die jungen Leute setzten sich mit verhängten Vorhängen  
vor der Hütte nieder, lachten und schwappten und schienen sich  
höflich zu unterhalten. Das ging auf Kosten des jungen  
Ghemanns — eine Art Polterabend.

Da sah ich, wie Rubezahl mit den Armen gekiffelte  
und mir geheimnisvoll winkte. Ich ging mit ihm in das  
Innere der Hütte und fand dort vier Frauen, die mit Matten  
und Paketen beladen waren. Eine von ihnen war Reijanga.  
Sie war mit Blumen geschmückt und hatte ein buntes Tuch  
um die Schultern gelegt. Silberne Armbänder klirrten an  
ihren Handgelenken. Das arme Mädchen fürchtete sich und  
zitterte. Die Frauen breiteten die Matten aus und stellten  
eine kleine Rotholzstube, die Reijangas Habeltasche enthielt,  
in eine Ecke. Dann umarmten sie die junge Braut und gingen  
schweigend hinaus. Ich führte Reijanga auf die Veranda, wo  
sie sich auf dem Boden niederlegte. Tom sprach zu ihr und  
suchte sie aufzuheitern. Ich holte Tabak, Schiffszwieback und  
Corned beef und bedeutete Reijanga, diese in der Südbe be-  
liebten Dinge unter ihre Freunde zu verteilen. Sie war  
jetzt die Hausfrau. Ich sah ihr an, daß sie das mit Stolz  
erfüllte. Dann kehrte sie auf die Veranda zurück. Ihr Platz  
war bei ihrem Gatten. Sie bot auch Tom und mir zu essen  
an, aber ich begnügte mich mit etwas Kokosmilch. Allmählich  
verschwand der verängstigte Ausdruck aus ihrem Gesicht. Hin  
und wieder huschte ein Lächeln über ihre Lippen, wenn ihre  
Freunde mit ihr sprachen und sie neckten. Das Gastmahl  
dauerete geraume Zeit. Man hörte deutlich, wie es allen  
schmeckte. Man hörte aber auch, wenn jemand satt war.

Dann folgte der zweite Teil des Programms: Die Tänze.  
Immer zwei Paare setzten sich gegenüber, die Reine ver-  
schänkt, wie die Türken sitzen. Ein Vorsänger sang ein paar  
Verse, und dann fielen die anderen ein. Der Gesang wirkte  
monoton. Die Melodie wiederholte sich. Inert wurde leise  
gesungen, dann wurde der Gesang lauter, immer lauter, bis  
er zum Schluß wild und freischend ausklang. Im Takt  
schlugen die Tänzer die Hände gegeneinander, wie es bei uns  
die Kinder tun. Dabei bewegten sich ihre Körper rudweise  
vorwärts und seitwärts. Je länger der Tanz dauerte, desto  
aufgerechter wurden sie, desto schneller wurden die Be-  
wegungen. Sie schlugen sich auf Brust und Schenkel. Es  
blitzten ihre Augen, das Haar flog wild um ihre Schultern —  
bis plötzlich der Gesang abbrach und sie erschloß zusammen-  
sanken. Und wieder begann ein neues Lied, zuerst leise und  
sanft, dann immer wilder werdend. Wenn der Höhepunkt  
erreicht war, brach der Tanz ab, herrschte lautlose Stille.  
Tom war nach Hause gegangen. Reijanga sah neben mir,  
hoch aufgerichtet, und wendete den Blick nicht von den Tanzenden.  
Sie hätte gewiß zu gern mitgetanzt, aber nur die un-  
verheiratete Jugend durfte sich diesem Vergnügen hingeben.  
Jetzt war sie Frau und gehörte einem Manne, noch dazu einem  
Tribell, einem Weihen, und hatte als solche eine bevorzugte  
gesellschaftliche Stellung.

Allmählich lüchelten sich die Reihen der Tanzenden.  
Sonntag und heiter verließen die Tage, die keine Sorgen  
besahatteten. Mich entzückte Reijangas sanftes, kindliches  
Wesen. Bald konnte ich mich in der Naurusprache verständlich  
machen. Reijanga war eine vorzügliche Lehrmeisterin.  
Wir tollten umher wie die Kinder, schwammen ins Meer  
hinaus und ließen uns von den Brechern ans Ufer tragen.  
Wir suchten Schutz in geheimnisvollen Tropfenhöhlen, wenn  
Regenwolken, von oben getragen, ihren Inhalt in Sturz-  
bächen entleerten. Wir kletterten die Korallenwand hinauf und  
sammelten Blumen, mit denen Reijanga sich schmückte. Im  
Schatten kühler Palmenbäume ausgebreitet lagten wir uns an  
Früchten, die wir pflückten, und tranken die kühlende Milch der  
Kokosnuss. Wir belauschten die Vögel im Walde und  
sammelten schimmernde Muscheln am Strande. Wir durch-  
stießen die Insel und suchten nach Schilfröteleneiern. Wir  
führten in Toms kleinem Boot zum Fischen hinaus und  
brachten Fische heim, so schön gezeichnet und so leuchtend in  
Farben, wie sie nur die Südbe kennt. Nachts schliefen wir  
uns den Eingeborenen an, die in Kanus hinausgingen, wenn  
sich fliegende Fische gesammelt hatten, die in Schwärmen sich aus  
dem Meere erheben, nach dem Feuer der Fackeln fliegen, und  
mit Handnetzen gefangen werden. Wir zogen mit Fackeln  
auf den Rissen umher und erbeuteten manche Languste, oder  
wir laßen den Eingeborenen zu, die mit langen, spitzen Durr-  
geschossen die Fische speeren. Und wenn wir dann morgens  
heimkehrten, dann setzten wir uns um das Feuer und machten  
Steine glühend, auf denen die Fische, in Blätter gehüllt, ge-  
badet wurden.

Ober wir verbrachten den Abend zu Hause. Ich liege  
auf meinem Liegestuhl und lese beim Schein der Petroleum-  
lampe ein Buch. Zu meinen Füßen am Boden sitzt Reijanga  
und flechtet an einer Matte. Sie singt leise vor sich hin. Ab  
und zu hebt sie den Kopf und sieht zu mir hin und nickt mir  
lächelnd zu.

Ihr unvernehmlichen Tropennächte! Der Mond hängt am  
Himmel, eine klare, lichte Scheibe. Er breitet silberne Streifen  
auf das ruhig atmende Meer. Im reinen, blauen Aether  
flimmern und blitzen die Sterne. In der Ferne rollt der  
Donner der Brandung. Die Wellen eilen schaumbedeckt den  
leuchtend weißen Strand empor, und rückwärts gleitend folgen  
ihnen leise klirrend Steine und Muscheln. Einer silbernen  
Wolke gleich hebt sich rauschend ein Schwarm von kleinen  
Fischen vom Meerespiegel, die ein Feind, ein großer Fisch,  
verfolgt. Zwischen Palmenstämmen streut das Mondlicht  
weiße Kreise über den Boden, und drüben steht geheimnisvoll  
und schwarz der Urwald. Der fähle Seewind fächelt die er-  
stirte Erde. Es rauscht in den Büschen, im Getreide, und  
schwingt die Palmenwedel hin und her, in denen sich das  
Mondlicht fängt. Es duftet die Erde, tausend Blumen öffnen  
ihre Kelche. Ein Vogel ruft vertraut aus dichtem Grün,  
ein anderer klettert lautlos, schattenhaft, vorbei. In tiefem  
Frieden ruht die Erde. —

„Hast du schon bemerkt, daß der Wind sich gedreht hat?“  
sagte Tom eines Abends bei Tisch. „Dein Schiff wird nun  
bald wiederkommen.“ Ich fühlte einen stechenden Schmerz,  
den Gedanken an das „Morgen“ hatte ich ausgeschaltet, ich  
hatte mich gezwungen, nicht an die Zukunft zu denken. Ich  
sah Reijanga an, die nichtsahnend mit einer Freundin vor  
mir saß. Die Unruhe riß mich hoch. Ich lief an den Strand,  
setzte mich auf einen Baumstumpf und starrte auf das Meer.

Die Sonne war gerade untergegangen. Rotglühend leuchte  
im Westen der Himmel. Wo Horizont und Meer sich trafen,  
blühte ein breites silbernes Band. Unruhig wogte die See,  
weiße Köpfe tanzten auf den Wellen. Klar war die Luft, ein  
scharfer Wind riß an den Wellenkuppen und wühlte sich in die  
erregten Wogen. Die Brandung wuchs, es wälzten sich  
hohe Wasserberge gegen die Insel und stürzten sich laut  
krachend auf das Ufer.

Ich höre eilige Schritte hinter mir. Ich wende mich nicht  
um. Reijanga setzt sich neben mich und legt ihren Arm um  
meine Schulter:  
„Warum gingst du fort von mir? Warum sind deine  
Lippen straff und deine Stirn gefaltet?“  
„Nichts Besonderes, Liebe, ich wollte die Wellen sehen.“  
„Das ist nicht wahr“, erwiderte sie mit trauriger Stimme.  
„Du sehnst dich nach deiner Insel jenseits des Wassers.“  
„Unfuss, kleines Mädchen.“  
Da schmiegte sie sich an mich und sagte leise:  
„Ich liebe dich!“

Am dritt nächsten Tage plötzlich Aufse: „Ein Schiff! Ein  
Schiff! Schiff aboh!“ Die Eingeborenen laufen erregt durc-  
einander. Das ganze Dorf eilt zum Strande. Wir werden  
die Glieder schwer. Ich gehe langsam zu Toms Station.